



BERICHT

in der Sitzung der 14. Landessynode am 1. Juli 2011

zu **TOP 9**: „Musik und Kirche“ Wege und Visionen

-Anrede-

Über den Fortgang unserer Arbeit im Sonderausschuss Musik in der Kirche wurden Sie bereits auf der Frühjahrssynode 2011 informiert. Die inzwischen erreichten Ergebnisse halten Sie als Vorlage zu den Arbeitsgruppen am heutigen Schwerpunkttag in Händen. Hier werden die Themenfelder, die uns bewegt haben, entfaltet, und heute mit Ihnen zusammen weiterentwickelt.

Nach dem Schwerpunkttag wird der Sonderausschuss eine gründliche Auswertung des Schwerpunkttages vornehmen. Auf der Herbstsynode sollen Beschlussvorschläge zu den verschiedenen Themenfeldern vorgelegt werden. Mit der Einbringung der Beschlussvorschläge hat der Sonderausschuss seine Arbeit getan und wird sich auflösen.

Angesichts der bevorstehenden Arbeitsgruppen sollen noch einige Aspekte, die besonders queredenken sind, beleuchtet werden.

Musik im Gottesdienst

Singen und Spielen war zu allen Zeiten fester Bestandteil des Gottesdienstes. Jede Zeit hatte dabei unterschiedliche Schwerpunkte. Im vorreformatorischen Gottesdienst grenzte man sich lange Zeit ab von der ekstatischen Musik in heidnische Kultfeiern, indem man Instrumente nicht oder nur sehr zögerlich zuließ. Beispielsweise musste noch 1597 die Theologische Fakultät in Wittenberg eine Unbedenklichkeitserklärung zur Verwendung von Orgelmusik im Gottesdienst veröffentlichen (F. Blume, in: W. Dalferth, Christliche Populärmusik als publizistisches Phänomen, Christliche Publizistik Verlag Erlangen 2000, S. 45). Es war ein weiter Weg, bis die Orgel gottesdienstliches Hauptinstrument wurde.

Heute erleben wir eine Vielzahl von Instrumenten und Musizierformen, die in unseren Gemeinden unterschiedlich intensiv in das gottesdienstliche Geschehen eingebunden sind. Alles Singen und Spielen dient dabei nicht der Selbstdarstellung, sondern dem Lob Gottes. Diese Ausrichtung der Musik ist stets aufs Neue zu hinterfragen und ggf. neu auszurichten.

Dabei ist zu bedenken, dass der Gottesdienst mit seinen liturgischen Formen in besonderer Weise der Tradition verpflichtet und kein Ort zum spontanen Basteln und Ausprobieren ist. Auch die württembergische Gottesdienstordnung ist kein Versuchsobjekt, wo jeder nach seinem Geschmack Dinge weglassen oder einfügen kann.

Nur weil Gottesdienstformen sehr zurückhaltend und behutsam geändert wurden, konnten sie über die Jahrhunderte hinweg Menschen tragen und stabilisieren im verunsichernden Auf und Ab des Alltags. Die der Tradition verpflichtete Musik im Gottesdienst eröffnete für die Besucher eine andere musikalische Welt im Unterschied zum Alltag. Der andere Klangraum wird um der Auferbauung willen bewusst aufgesucht und stärkte die Seelen.

Andererseits spricht jede Generation eine neue musikalische Sprache. Diese drängt zu Recht auch in den Gottesdienst hinein und will Veränderungen bei der Musik im Gottesdienst bewirken. Die Grundfrage lautet also: Wie viel Traditionelles, bzw. wie viel Zeitgemäßes verkraftet die Musik im Gottesdienst? Beides hat seine Berechtigung. Änderungen sollten wohlüberlegt, behutsam und liturgisch angemessen umgesetzt werden. Die gottesdienstliche Gemeinde sollte bei der Fortschreibung der Tradition mitgehen und die Neuerungen mittragen können. Das braucht Zeit.

Aber es muss nicht immer so langsam gehen wie bei der Integration der Gospels (gottesdienstliche Gesänge) und der Spirituals (geistliche Volkslieder) in das Liedgut unserer Kirche:

1874 sangen die Fisk Jubilee Singers von der Fisk University in Nashville, Tennessee, einer Universität, die von den Kirchen zur Förderung der Bildung unter den Schwarzen gegründet wurde, erstmals Negro Spirituals in Europa, in England. Nach anfänglicher Ablehnung erschienen in den 1950er Jahren erste Analysen zu Spirituals und Gospels, die dann über den Umweg durch methodistische Gesangbücher ab den 1960er Jahren auch bei uns zu Gesangbuchehehen aufgestiegen sind. (W. Dalferth, Christliche Populärmusik als publizistisches Phänomen, S. 65).

Die Übernahme neuer Trends bewirkt in aller Regel auch das Aufkommen neuer Probleme. Bei den Spirituals und Gospels waren das beispielsweise unangemessene Übersetzungen oder überlange Texte. So enthält das Lied EG 654 „Du schufst, Herr, unsre Erde gut“ zu viel Text und minimiert so die musikalischen Gestaltungsmöglichkeiten der Melodie.

Dieses Beispiel zeigt, dass behutsames Vorgehen bei Veränderungen der Musik im Gottesdienst Sinn macht und Begleitung braucht, um die negativen Nebenwirkungen zu minimieren.

Musikalische Vorlieben können in besonderen Zielgruppengottesdiensten ausgelebt werden. Das ist nichts Neues. Schon früher wurde in einer Kirche mit mehreren Altären zeitgleich an verschiedenen Altären Gebete, Andachten oder gar Messfeiern verrichtet. Warum also nicht verschiedene Musikformen für verschiedene Zielgruppen-Gottesdiensten zu unterschiedlichen Zeiten anbieten?

Nur der Hauptgottesdienst der Gemeinde darf sich nicht unter der Hand zum Zielgruppengottesdienst der Kerngemeinde entwickeln. Sonst verliert er seine tragende und integrierende Kraft für alle. Vorsichtige musikalische Weiterentwicklungen unter hohem Respekt vor gewachsenen Traditionen sind also zwingend notwendig. Denn auch hier gilt: Stillstand in der Musik bedeutet Rückgang bei den Besucherzahlen.

Ein weiterer Entwicklungsbedarf zeigt sich bei Gottesdiensten in kleinen Gemeinden. Dort fehlen zunehmend Organisten. Dies nötigt zum Weiterdenken. Wie könnten beispielsweise tragbare Musikinstrumente, die in den Häusern und Familien vorhanden sind, bei Bedarf in das gottesdienstliche Musizieren einbezogen werden? Marimbaphon, Keyboard, Akkordeon oder Zither: Es gibt noch mancherlei zu entdecken. Denn Liedbegleitung durch einen Musiker mit seinem auch noch so ungewöhnlichen Instrument ist immer noch besser, als das Abspielen einer Musikkonserve.

Musik im Alltag

Die Unterscheidung von gottesdienstlicher Musik und Musik im Alltag der Welt treffen wir noch viel zu wenig. Kirche klingt nicht nur sonntags und Musik in der Kirche ist mehr als nur gottesdienstliche Musik.

Die Woche über treffen sich Gemeindegruppen, die ihre jeweils eigenen geistlichen Volks-Lieder – also Pop-Songs – singen wollen. Denn diese bringen ihren Glauben zum Ausdruck. Gerade die Woche mit ihren Gemeindeveranstaltungen bietet Raum für unterschiedliche Musikstile.

Infolge der gewachsenen Liedervielfalt sind unzählige Liederbücher entstanden, aus denen schon manches Lied den Weg ins Gesangbuch gefunden hat. Die Fülle des christlichen Singens differenziert sich inzwischen aus in zahlreichen Zielgruppenliederbüchern für Religionsunterricht, Freizeiten, Jugendkreise, Seniorenausflüge, Zielgruppengottesdienste und Beerdigungsfeiern...

Wir werden überlegen müssen, ob wir dauerhaft zwei Liederbücher brauchen: Das Gesangbuch für den gottesdienstlichen Gebrauch und ein weiteres Gemeindeliederbuch für die Alltagslieder in unseren Gruppen und Kreisen. Das eine Buch kann beispielsweise vermehrt Lieder zu Kasualien aufnehmen, die im anderen Liederbuch so nicht nötig sind. Dort finden sich dafür mehr Lieder zum Morgen- oder Abendlob – mit Gitarrengriffen – nicht Harmoniebezeichnungen – über *allen* enthaltenen Liedern.

Mit der Fülle der Liederbücher bricht die gemeinsame Kenntnis von Liedern auseinander. Die einen kennen nicht mehr, was die anderen singen. Das gemeinsame Lob Gottes gelingt immer schwieriger. Interessante Versuche, das Singen wieder zusammenzubringen, sind „Best of“-Liederlisten von Gemeinde- oder Konfirmandengruppen, die da und dort auch im Gemeindebrief veröffentlicht werden. Daraus lassen sich zumindest einige Lieder herausfiltern, die schon viele kennen, und die in den Kernbestand des Liedguts einer Kirchengemeinde oder der Landeskirche aufgenommen werden könnten.

Musik im Alltag ist Spielwiese. Im unseren Gruppen und Kreisen kann ausprobiert werden, was Freude macht und der Stärkung des Gottvertrauens und der Gemeinschaft dient. Hier ist basteln erwünscht. Nur wer den Fehler riskiert, kann dazu lernen.

Das hat übrigens Auswirkungen auf das Raumangebot einer Kirchengemeinde. Wenn immer weniger Menschen in den Kirchenchor kommen, sind nicht nur Werbemaßnahmen erforderlich, sondern ist auch Umdenken angesagt. Vielleicht braucht ein Gemeindezentrum einen Bandproberaum im Keller oder einen Internetzugang in der Gemeindebücherei, um neue Zielgruppen anzusprechen.

Musik in aller evangelischen Freiheit hat ihren Platz im Alltag des Gemeindelebens. Sie wird allerdings beschränkt durch die Freiheit des Nebenmenschen. Die Spielwiese Musik im Alltag kann auch laut werden und Störungen bewirken, vor allem bei Nachbarn des Gemeindehauses. Das erinnert daran, dass alle Musik auch eine wenig musikalische Note enthält: Hausordnungen, Einhalten von Nachtruhe, GEMA-Gebühren, usw. Musik im Alltag prägt unser Gemeindeleben auch dort, wo wir es erst auf den zweiten Blick wahrnehmen.

Musik in den Medien

Die Entwicklung der Medien in den letzten Jahren hat auch für die Kirche und ihre Gemeindeglieder massive Auswirkungen.

Der Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest informiert in seiner KIM-Studie 2010: „Viele Kinder im Alter von sechs bis 13 Jahren verfügen auch über eigene Geräte, die sie selbstbestimmt im eigenen Zimmer oder unterwegs nutzen können. An erster Stelle steht hier ein eigener CD-Player, über den 64 Prozent der Kinder frei verfügen können. Eine Spielkonsole (fest oder tragbar) besitzen 57 Prozent. Etwa die Hälfte der Sechs- bis 13jährigen hat ein eigenes Handy, genauso wie einen MP3-Player. Auch traditionelle Medien wie Fernseher (45 %) und Radio (38 %) sind in vielen Kinderzimmern vorhanden. Deutlich seltener sind Computer und Internetanschluss zu finden: 15 Prozent der Kinder haben einen Computer und etwa eins von zehn Kindern hat einen eigenen Internetanschluss.“ (a.a.O. S. 8).

Allein diese Zahlen zeigen, dass wir auf dem Weg zur elektronischen Vollversorgung schon kleiner Kinder sind. Dies birgt völlig neue Probleme: „Kinder zwischen zwei und fünf Jahren verbringen im Schnitt mehr als 32 Stunden pro Woche vor dem Bildschirm. Wächst hier eine sozial verarmte Generation heran?“ so fragt die Süddeutsche Zeitung schon am 10.03.2010 (<http://www.sueddeutsche.de/leben/medienkonsum-von-kindern-familie-sprachlos-1.10551#contentcolumn>).

Unsere paar Stunden Gottesdienst oder Religionsunterricht haben daneben eine vergleichsweise bescheidene Prägekraft. Wenn die Kirche die Mediengeneration erreichen will, muss sie entsprechende Kommunikationsformen ausbauen. Dies gilt insbesondere für die Musik in der Kirche. Hier hätte die Kirche ein hervorragendes Handwerkszeug, das sie noch zu wenig nützt.

- Musik hören ist eine durchweg wichtige und hoch bewertete Freizeitaktivität, insbesondere in der jungen Generation.
- Verschiedene Musikstile erreichen verschiedene Milieus in unserer Gesellschaft.
- Jede Werbesendung lehrt uns, dass Musik eine hervorragende Basis zur Informationsweitergabe ist. Dies gilt auch für die Kommunikation des Evangeliums.

Allein daraus folgt die Notwendigkeit, dass haupt- und ehrenamtliche Musiker in unserer Kirche zumindest in bescheidenem Umfang in ihrer Aus- und Fortbildung Fragen der Musik und der Mediennutzung sowie aktueller Trendanalysen begegnen sollten.

- Gottesdienstbesucher, die perfekte Musikinszenierungen in den Medien gewohnt sind, haben entsprechende Erwartungen an die Musik in der Kirche.
- Wollen wir mit unserer Botschaft bestimmte Zielgruppen oder Milieus erreichen, könnte die Berücksichtigung von Musikvorlieben des entsprechenden Milieus als Türöffner dienen.
- Der Weg der Abgrenzung von der Alltagsmusik oder der Anpassung an zeitgenössische Musikstile könnte bewusster und somit effektiver gegangen werden.

Musik in den Medien verstehen heißt auch, sich mit Medientechnik und Musikelektronik zu beschäftigen. Musiker werden mehr und mehr Medienfachleute werden müssen. Das hat Auswirkungen auf die Ausbildung.

Auch Auswirkungen auf unsere Kirchengebäude sind unvermeidlich. In jedem Kirchenbezirk machen einige mediengerecht ausgestattete Kirchen Sinn, weil aus ihnen Gottesdienste in Pflegeheime übertragen werden können. Ebenfalls können Musik- oder Filmsequenzen eingespielt oder Liedtexte eingeblendet werden. Damit erreichen wir neue Zielgruppen und entwickeln neue Gottesdienstformen.

Zudem braucht eine Kirche, die in den Medien präsent sein und immer wieder Großveranstaltungen durchführen will, fachkundige Personen, die beispielsweise von Werbung, Übertragungstechnik oder Veranstaltungslogistik eine Ahnung haben.

Folgerungen

Die skizzierten Themenfelder fordern uns als Kirche zur Weiterentwicklung heraus. Musik in Gottesdienst, Alltag und Medien nötigt zu neuen Wegen. Bisher nicht bedachte Vernetzungen erscheinen am Horizont. Auswirkungen auf die kirchlich-musikalischen Strukturen in unserer Landeskirche sind unvermeidbar. Diese und weitere Fragen wollen wir in unseren Arbeitsgruppen heute bedenken und möglicherweise neuen Lösungen zuführen.

In allem unverändert vorrangig bleibt die praktizierte Musik. Wo Menschen singen und musizieren, da lass dich ruhig nieder. Da werden Gottesgaben in uns aktiviert.

Passiver Musikkonsum ist demgegenüber stets zweitrangig. Aber wir können in Gottesdienst und Alltag die Musik- und Medienwelt nicht mehr ausblenden. Die Sonderwünsche bei Hochzeiten oder Bestattungen zeigen regelmäßig die medienbedingt veränderten Bedürfnisse.

Unsere Gemeindeglieder sind in ihrem Erleben von Musik zutiefst geprägt von der Mediengesellschaft. Unsere Art, wie wir das Evangelium unter die Leute bringen, wird sich unter diesem Einfluss nachhaltig verändern.

Es ist an der Zeit, anstehende Weiterentwicklungen heute zu anzudenken, damit wir morgen Schlüsse für Entschlüsse daraus ziehen können.

Neue Töne unter veränderten Vorzeichen sind angesagt.

Dr. Winfried Dalferth